

ausschließlich problematisiert wird, sondern sich alle der Verantwortung für die Priester von morgen bewußt werden.

Dies ist der Hintergrund, vor dem dann auch die Kosten-Nutzen-Rechnungen für die Werbemaßnahmen aufgestellt werden müssen. Schon mancher, der die Art und Weise der Gestaltung der Plakatserie abgelehnt hat, soll sich unversehens in einer ernsthaften Diskussion über die Berufungspastoral wiedergefunden haben. In diesen Diskussionen spiegelt sich, daß Berufung durch Gott und der Appell eines Werbeplakats zwar nicht miteinander verwechselt werden dürfen, es sich dabei aber auch nicht um eine wirkliche Alternative handelt.

Offensichtlich sind die Ausbilder auch der Meinung, daß es nicht immer die Richtigen sind, die sich dazu entschließen, ihr Studium in einem Priesterseminar zu absolvieren. Zumindest das Image der „frommen Jungs“ scheint revisionsbedürftig, intellektuelle, spirituelle und emotionale Reife hingegen stärker gefragt zu sein. Auf der anderen Seite suggeriert der Slogan: „Wir brauchen Priester“, daß es nicht lediglich die Bistumsleitung ist, die sich um den Nachwuchs sorgt, sondern Priester ihren Platz in Kirche und Gesellschaft haben. Thönnies berichtet, daß die – nicht kirchlich gebundenen – Werbefachleute ein überraschend positives Priesterbild hatten, das sie dann auch in der Plakatreihe umgesetzt haben.

Natürlich wird die Plakataktion das Problem des Priester mangels nicht in nennenswertem Maße mildern können. Zu bedenken ist auch, daß selbst andere kirchliche Berufe in den vergangenen Jahren bei denjenigen, die vor der Berufswahl stehen, an Attraktivität eingebüßt haben. Grundsätzlich ist es schwieriger geworden, junge Menschen mit Blick auf ihren Beruf und ihren Lebensstil für eine Entscheidung auf Lebenszeit zu begeistern.

Bei den Anstrengungen um die fortlaufende Revitalisierung der deutschen Kirche im nächsten Jahrhundert könnte die selbstbewußte Reklame für den Beruf des Priesters immerhin ein Aspekt sein. S. O.

Johannes Paul II.: Besuch in Rumänien setzt Signal

Während des Kosovokriegs und in einer schwierigen Phase der katholisch-orthodoxen Beziehungen besuchte der Papst Anfang Mai Rumänien. Es war seine erste Reise in ein mehrheitlich orthodoxes Land; im Juli soll Armenien folgen.

„Ich habe nach der Einheit mit allen meinen Kräften gestrebt, und ich werde mich bis zum Ende dafür einsetzen, daß sie zu den herausragenden Aufgaben der Kirchen und derer gehört, die diese durch das apostolische Amt leiten“ – so Johannes Paul II. bei seiner Begegnung mit dem rumänisch-orthodoxen Patriarchen *Teoctist* am 8. Mai in Bukarest. Tatsächlich gehört das Bemühen um die Einheit der Kirchen von Anfang an zu den Grundpfeilern dieses Pontifikats, wobei Johannes Paul II. die Herstellung der vollen Gemeinschaft zwischen Katholiken und Orthodoxen besonders am Herzen liegt. Schon eine seiner ersten Auslandsreisen führte den Papst Ende 1979 zum Ökumenischen Patriarchen.

Jetzt besuchte Johannes Paul II. erst-

mals ein Land mit orthodoxer Bevölkerungsmehrheit, und sein dreitägiger Aufenthalt in Rumänien vom 7. bis 9. Mai stand vor allem im Zeichen der katholisch-orthodoxen Beziehungen. Die Initiative für einen Papstbesuch in Rumänien war allerdings nicht vom Bukarester Patriarchat, sondern von den staatlichen Stellen ausgegangen. Erst am 4. Februar dieses Jahres hatte auch der Heilige Synod der rumänisch-orthodoxen Kirche grünes Licht für eine Einladung Johannes Pauls II. durch den Patriarchen gegeben.

Der Besuch beschränkte sich auf die Hauptstadt Bukarest, obwohl die rumänischen Katholiken den Papst gern auch in Moldawien und Siebenbürgen bzw. dem Banat begrüßt hätten, wo sie zum

größten Teil leben. Von den sechs lateinischen Bistümern Rumäniens liegen zwei im „Altreich“, also in der Moldau und Walachei, die übrigen in den Gebieten, die nach dem Ersten Weltkrieg an das Königreich Rumänien fielen. Die griechisch-katholische Kirche, aus einer Union Ende des 17. Jahrhunderts hervorgegangen, hat ihre Bischofssitze sämtlich jenseits der Karpaten.

Aufhellungen zwischen Orthodoxen und Unierten

An Aufmerksamkeit für die 1948 zwangsweise durch das kommunistische Regime aufgelöste und nach der Wende von 1989 wieder zugelassene griechisch-katholische Kirche ließ es Johannes Paul II. allerdings nicht fehlen. Bei einer Eucharistiefeier im byzantinischen Ritus am 8. Mai in Bukarest erinnerte er an Blaj, das traditionelle Zentrum der griechisch-katholischen Kirche in Siebenbürgen, und würdigte deren jahrhundertlanges, mit „teilweise unerhörten Opfern“ erbrachtes Glaubenszeugnis. Der Papst ließ in seiner Ansprache große Gestalten der grie-

chisch-katholischen Kirche und deren Bedeutung für Kultur und nationale Identität der Rumänen Revue passieren. Damit verband er die Aufforderung: „Ihr seid dazu aufgerufen, dieses Erbe lebendig zu erhalten, es neu zu beleben, wo dies notwendig ist, inspiriert durch die Sensibilität derer, die die Union mit Rom wollten und durch das, was sich die katholische Kirche von euch erwartet.“

Im Verhältnis zwischen orthodoxer und griechisch-katholischer Kirche Rumäniens gab es in den letzten Monaten einige Aufhellungen. Am 28. Oktober 1998 traf eine Dialogkommission aus Vertretern beider Kirchen erstmals zusammen. Ein zweites Treffen folgte am 28. Januar dieses Jahres, und für den 10. Juni ist ein weiterer Gesprächstermin vorgesehen.

Dem Kommuniké über das Treffen im Januar zufolge sollen örtliche gemischte Kommissionen prüfen, ob in Orten mit mehreren orthodoxen Kirchen eine davon der jeweiligen griechisch-katholischen Gemeinde übereignet werden kann. Die orthodoxe Seite sei bereit, den Katholiken des byzantinischen Ritus über 100 Kirchengebäude auf Dauer zu überlassen, die diese nach 1989 wieder in Besitz genommen haben. Die entsprechenden Verhandlungen sollten in allen Diözesen möglichst schnell abgeschlossen werden.

Johannes Paul II. erwähnte diese Dialogkommission in seiner Ansprache an die rumänische Bischofskonferenz, deren Vorsitzender zur Zeit der griechisch-katholische Erzbischof von Fagaras und Alba Julia, *Lucian Mureşan*, ist: Zweifellos spiele die Kommission trotz aller Schwierigkeiten eine positive Rolle. Beide Seiten sollten sich um eine Fortsetzung eines ehrlichen und respektvollen Dialogs bemühen; er hoffe, so Johannes Paul II., daß sein Besuch ein Beitrag zu diesem „Weg des brüderlichen Dialogs in der Wahrheit und der Liebe“ sein könne. Die Gerechtigkeit erfordere, daß die griechisch-katholische Kirche im Rahmen des Möglichen

das zurückerhalte, was man ihr weggenommen habe.

Bei seinem Treffen mit Patriarch Teoctist und dem Synod der rumänisch-orthodoxen Kirche erinnerte der Papst an die jahrzehntelange Unterdrückung und Verfolgung der griechisch-katholischen Kirche und rief wiederum zum Dialog als Weg zur Heilung der noch offenen Wunden auf. Dem Patriarchen bescheinigte Johannes Paul II., sie hätten beide in ihrer persönlichen Geschichte „die Ketten gesehen“ und die Erfahrung der Unterdrückung durch eine Ideologie gemacht, „die den Glauben an Jesus Christus aus der Seele unserer Völker austilgen wollte“. Die Rolle von Teoctist unter dem Ceauşescu-Regime war allerdings nicht gerade ruhmreich: Er wurde kurz nach dem Tod des „Conducator“ durch einen Synodalbeschluß als kompromittiert seines Amtes enthoben, wenige Monate später aber wieder zum Oberhaupt der rumänischen Orthodoxie eingesetzt.

Brückenfunktion Rumäniens zwischen Ost und West

Die rumänisch-orthodoxe Kirche, 1885 vom Ökumenischen Patriarchen offiziell in die Autokephalie entlassen, ist die mitgliederstärkste orthodoxe Kirche nach der russischen. Gleichzeitig ist Rumänien das einzige überwiegend orthodoxe Land, das durch seine Sprache dem lateinisch-romanischen Kulturkreis zugehört bzw. zugeordnet werden kann. Der Papst hob denn auch bei seinem Dreitagebesuch in Bukarest mehrfach auf die Brückenfunktion Rumäniens und seiner Kirche zwischen Orient und Okzident ab.

Bei seinem kurzen Besuch in der Bukarester Patriarchatskathedrale erinnerte Johannes Paul II. an die Anfänge der Christianisierung Rumäniens: Dank des christlichen Glaubens sei dieses Land, das durch seinen Namen an das Imperium Romanum erinnere und gleichzeitig durch die byzantinische Zivilisation geprägt sei, „im Lauf der Jahrhunderte eine Brücke zwischen der latei-

nischen Welt und der Orthodoxie“ geworden, ebenso zwischen der griechischen Zivilisation und den slawischen Völkern. Rumänien, so der Papst beim Treffen mit Patriarch Teoctist, könne ein Land der Begegnung und der Gemeinschaft werden.

Aus der rumänisch-orthodoxen Kirche waren in den letzten Jahren keine so schrillen Töne gegen den katholisch-orthodoxen Dialog zu hören wie aus Teilen der russischen. Auch ein Austritt aus dem Ökumenischen Rat der Kirchen stand für die rumänische Orthodoxie bislang nicht zur Debatte, während die bulgarische Kirche den ÖRK verlassen hat und das Moskauer Patriarchat bis auf weiteres nur in begrenztem Umfang im Ökumenischen Rat mitarbeitet.

Die Probe aufs Exempel für den Fortgang des 1980 begonnenen theologischen Dialogs zwischen katholischer Kirche und Orthodoxie kommt erst im Jahr 2000. Die für Juni dieses Jahres vorgesehene Vollversammlung der Dialogkommission im amerikanischen Baltimore wurde wegen des Kosovokriegs abgesagt und um ein Jahr verschoben. Auf dem Tisch liegt ein gemeinsames Dokument über die ekklesiologischen und kirchenrechtlichen Implikationen des Uniatismus, das in den letzten Jahren erarbeitet wurde. Vor allem die Wiederzulassung der mit Rom unierten Kirchen des östlichen Ritus in der Ukraine und Rumänien und die ihr folgenden Auseinandersetzungen haben die offiziellen Beziehungen zwischen Rom und der Orthodoxie in eine Krise geführt.

Der Besuch Johannes Pauls II. in Rumänien wollte nicht nur ein Signal für die Bereitschaft der katholischen Kirche zu weiterem Dialog und zur Zusammenarbeit mit der Orthodoxie sein. Gleichzeitig nutzte der Papst seinen Aufenthalt in Bukarest auch zu deutlichen Appellen zugunsten der *osteuropäischen Reformländer* und ihrer Integration in Europa. Rumänien, so

Johannes Paul II. gleich bei seiner Ankunft, brauche für die gesellschaftliche Erneuerung die politische und finanzielle Unterstützung der Europäischen Union, zu der es der Geschichte und Kultur nach gehöre.

In seiner Ansprache bei der Begegnung mit Präsident *Emil Constantinescu* und der politischen Führung Rumäniens nahm der Papst zur schwierigen wirtschaftlichen und politischen Situation des auf dem Reformweg in mancher Hinsicht noch nicht sehr weit vorangekommenen Landes Stellung. Er rief die Rumänen angesichts der wirtschaftlichen Krise und der verbreiteten Armut zu tatkräftiger Solidarität untereinander auf: „Jeder sollte seinen Landsleuten die Hand reichen, damit Fortschritt und

Entwicklung allen zugute kommen, besonders jenen, die unter den unheilvollen Auswirkungen der verschiedenen Krisen in der Vergangenheit gelitten haben.“

Beim Abschied von Rumänien, das mit Serbien eine gemeinsame Grenze hat, rief er ohne direkte Bezugnahme auf den Kosovokonflikt dazu auf, die Waffen niederzulegen und „neue und wirksamere Dialoge der Gemeinschaft und des Friedens“ aufzunehmen. In einer *gemeinsamen Erklärung* mit Patriarch Teoctist, die während des Besuchs veröffentlicht wurde, wurden ebenfalls alle am Konflikt beteiligten Parteien aufgefordert, die Waffen schweigen zu lassen und ein neues Zusammenleben auf dem Balkan zu ermöglichen. U. R.

Deutschland: Immer weniger Kontakte zwischen Jung und Alt

Die Generationen driften weiter auseinander. Dies ist das Ergebnis einer Anfang Mai vorgestellten bundesweiten Studie. Außerdem wurde untersucht, wie sich diese Entwicklung auf das ehrenamtliche Engagement der Bürger auswirkt, und inwieweit hier Ressourcen zur Überwindung der Kluft zwischen jungen und alten Menschen liegen.

Kennt die Gesellschaft ihre Alten? Das Sozialministerium Baden-Württembergs wollte hier größere Klarheit haben und hat deshalb im „Internationalen Jahr der Senioren“ (vgl. HK, Februar 1999, 60 f.) eine repräsentative Studie in Auftrag gegeben, die den Stand der Beziehungen zwischen den Generationen quantifiziert. Das Hauptaugenmerk der Befragung lag demnach zum einen auf der Gruppe der 15- bis 30jährigen und zum anderen auf denen, die älter als 60 Jahre sind.

Die vom Mannheimer *Sozialwissenschaftlichen Institut für Gegenwartsfragen* (SIGMA) durchgeführte Untersuchung mit dem Titel „Generationen-

konflikt und Generationenbündnis in der Bürgergesellschaft“ setzt eine Reihe von Studien fort, die das Profil „bürgergesellschaftlichen Engagements“ ausgelotet haben. Die bundesweite Umfrage, widmete sich deshalb nicht nur den intergenerativen Kontakten, sondern fragte darüber hinaus, mit welchen Mitteln die Begegnung zwischen den Generationen gefördert werden könnte. Akzeptieren die Bürger das freiwillige Engagement für die Gesellschaft als gemeinsame Aufgabe aller Generationen?

Beim Studium der Ergebnisse der Befragung überrascht nicht, daß die Familie mit 53 Prozent intergenerativen Kontakten für Menschen diesseits des

60. Geburtstags weiterhin der wichtigste Ort der Begegnung mit alten Menschen ist. Bezogen auf die 15- bis 20jährigen ist es freilich lediglich ein Drittel, das von solchen Begegnungen berichtet. Umgekehrt haben nur 39 Prozent derjenigen, die älter als 70 Jahre sind, in der Familie regelmäßig mit jungen Menschen zu tun. Selbst innerhalb der Familie, so schlußfolgert *Jörg Ueltzhöffer*, Leiter des SIGMA-Instituts und Verfasser der Studie, lassen sich bereits „deutliche Schleifspuren eines... gesamtgesellschaftlich angelegten Prozesses des Auseinanderdriftens der Generationen“ feststellen.

Vor allem aber fällt auf, daß lediglich 15 Prozent der Unter-60jährigen angeben, außerhalb von Beruf und Familie häufiger mit Menschen zu tun zu haben, die bereits älter als 60 Jahre sind. Am Arbeitsplatz beziehungsweise in der Schule sind es immerhin 27 Prozent – nach Einschätzung der Studie viel zu wenig, um die Weitergabe von Berufserfahrung an Jüngere zu gewährleisten. Auch die feinrasterige Untersuchung ergibt, daß das 60. Lebensjahr „wie eine Art Wegscheide zwischen den Generationen wirkt“: Schon die jungen Alten (60 bis 69 Jahre) geben an, daß sie nur in 14 Prozent aller Fälle beruflich häufig mit jungen Menschen zu tun haben. Die Zahlen ließen im Grunde nur den Schluß zu, „daß die Arbeitsgesellschaft am Ende des 20. Jahrhunderts offensichtlich davon ausgeht, ohne die Wissens- und Erfahrungsübertragung von der älteren Generation auf die jüngere auskommen zu können“.

Weitergabe von Lebenserfahrung ist nicht gewährleistet

Aufgrund des spezifischen Interesses der Untersuchung standen vor allen Dingen diejenigen Kontakte zwischen Alt und Jung im Vordergrund, die außerhalb von Familie und Beruf oder Ausbildung gegeben sind. Gerade für diesen Bereich jenseits von Familienbanden und beruflichen Kontakten jedoch, in dem das ehrenamtliche Enga-